Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 52 (1956)

Artikel: Altertümliche Sprachzüge in Lötschen

Autor: Henzen, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115057

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Altertümliche Sprachzüge in Lötschen

Von *Walter Henzen*, Bern

Auch der siebzigste Geburtstag ist eine weise Einrichtung der Vorsehung. Er vermag neben der Würdigung des öffentlichen Wirkens eines Jubilars gegebenenfalls auch Verdienste besser ins Licht zu rücken, die weniger auffällig oder höchstens ein offenes Geheimnis geblieben sind. Zu diesen Verdiensten gehört die unermüdliche Hilfsbereitschaft des Priors von Kippel in allem, was auf die reiche Kultur des Lötschentals irgendwie Bezug hat. Wenn man angefragt wird, wer wohl die zuständigste Auskunft geben würde in Fragen des Spinnens und Webens, des Hausbaus, der Schafzucht, der Waldarbeit, der Vereinstätigkeit, der Sprache, der Sitten und Bräuche in Lötschen, so weist man den Interessenten an Prior Siegen, sofern dies heute noch notwendig ist. Denn seine Zuvorkommenheit in solchen Anliegen ist nun nachgerade so ruchbar geworden wie seine Gastfreundschaft. Dem Schreibenden, der sich «auch unter dem Gesinde» jener neugierigen Nutzniesser befindet und durch Jahre immer wieder Aufschluss über die sprachlichen Verhältnisse von Lötschen erhalten hat, ist es ein freudiges Bedürfnis, zugleich mit seinen Glückwünschen den Dank für die gewährte Unterstützung abzustatten in einer Sache, die freilich unserer Aufmerksamkeit wert ist.

Ist es doch bekannt, dass die deutschen Mundarten des Wallis sowie der ins Italienische, Bündnerische und Vorarlbergische abgewanderten Walser eine Reihe von Sprachzügen aufweisen, die hohe Altertümlichkeit verraten und die den Walliser an seiner Sprache überall sogleich und untrüglich erkennen lassen. Sie sind verschiedentlich dargestellt worden, unlängst noch von Prof. Albert Carlen in einem Überblick, auf den hier vorweg verwiesen sei[1]. Ohrenfällige Merkmale bilden, vereint genommen und mit geringfügigen Ausnahmen, vor allem Lautungen und Formen in Wörtern wie *Hüs*, *Huis*, *Hiischer*, *triiche(n)*, *Baich*, *Chüüchla*, *sägschi*, *zwee(n) niw Achra*, *disch Taga*, *discher Tago* oder *Tagu*, *äs Tagsch*, *appas Leidsch* (Wesfall) gegen *äs Leids* (Werfall), *ira Jungini*, *äs Seilti*, *Tiifelti*, *Man(g)ji*, weitgehend auch *gebätod (gibätud)*, *gebriglod*, *gi-*

[1] Albert Carlen, Walliser Deutsch. Separatabdruck aus «Schweizer Schule», Jahrgang 33 (1946), Nr. 6. Die Broschüre führt auch die einschlägige Fachliteratur auf.

deicht, *gizelt*, *är isch gsatztä*, *schi isch giblaati*, *ditz ghoorti mu* usw. Wenn für diese Formen die Bezeichnung Altertümlichkeit gebraucht wird, so handelt es sich nicht, wie dies auch Prof. Carlen mit geziemendem Nachdruck bemerkt, um eine Art verstaubte Museumsstücke, sondern um zähe Beharrsamkeit eines in allen Gliedern durchaus lebendigen Organismus. Das ist es ja, was allein den wahren Wert ihres hohen Alters ausmacht: dass die Mundart trotz ihren altertümlichen Bestandteilen die Menschen, denen sie angeboren ist, als vollgültiger Lebensgefährte durch alle Lagen und Bedürfnisse, Freuden und Nöte des Alltags begleitet. Die Mundart ist in ihrer jeweiligen Eigenart aus den einer Gemeinschaft gesetzten Existenzverhältnissen erwachsen ähnlich wie die übrigen besonderen Einrichtungen und Betätigungen, etwa die einfach-praktischen Alpwirtschaftsmethoden und Sennereigeräte, sie ist ein immer passendes Kleid wie der wollene Trachtenrock im heissen oder im nassen Kartoffelacker. Nur dass die Sprache in doppelter Hinsicht hoch über diesen ehrwürdigen Dingen steht. Sie birgt in sich den unmittelbaren Ausdruck eines eigenerlebten Weltbildes ihrer Sprecher, und sie wäre daher nicht wie ein Werkzeug zu ersetzen durch eine technische Neuerung ohne empfindlichste Einbusse an Werten eigener Wesensart.

Unter den stärker bewohnten Seitentälern des Wallis bildete nun das Lötschental bis in die letzten Jahrzehnte wohl das abgeschlossenste und einheitlichste. Es sei zunächst wieder betont, dass abgeschlossen nicht auch heisst rückständig. Im Antlitz der ewigen Berge, in beschaulicher Ausrichtung auf den Sinn und das Ziel des Daseins vermag auch abseits der lauten Welt reges inneres und äusseres Leben zu erblühen. Aber dem «Segen der Kultur» hat erst die Lötschbergbahn unser Tal erschlossen. Sodann meint einheitlich ebenfalls nicht, dass von Dorf zu Dorf keine Unterschiede bestünden, wie es sie allenthalben gibt. Sie sind in Lötschen jedoch nicht beträchtlich, weil eine einzige Pfarrei das Tal durch die Jahrhunderte vereinigt hat. Der äusserst konservative Charakter des Lötschentals ist denn auch immer wieder aufgefallen; er spricht eindrücklich etwa aus dem Lötschenbuch der Geschwister Anneler und noch mehr aus der Monographie F. G. Steblers aus dem Jahre 1907. Wie er sich namentlich in der Sprache, diesem feinsten Spiegel des Gemeinschaftslebens, niederschlägt, mögen hier einige beinahe patriarchalisch anmutende Erscheinungen belegen, die in so gemeingültigem Ausmass sonst nirgends mehr begegnen, selbst nicht in den ennetbirgischen Walsersiedlungen. Es sei ausdrücklich be-

merkt, dass sich die folgenden Angaben auf Erhebungen stützen, die vor mehr als zwei Jahrzehnten bei alten Leuten in Blatten gemacht worden sind. Seither hat sich die durch die erwähnte Erschliessung des Tals angebahnte Verwitterung ältester Sprachzüge merklich verschärft.

Selbstverständlich gilt in Lötschen wie wenigstens teilweise im unteren Deutschwallis noch der alte Dreiklang *-a*, *-ä*, *-u* in Wortendungen, entsprechend seinen lautgeschichtlichen Vorfahren (altdeutsch *-a*, *-e*, *-o/-u*): *än Gabla*, *iischä Etru* unser Onkel, *ä leidä Heiwud*, *d(i) eedrun Taga*, sogar noch in Fällen wie *gang ga di Gablu(n)* hole die Gabel, oder *schi heind eina* (eine Tochter, oder *keina* oder *än hibscha*) usw. Dazu kommt zunächst nun im Gegensatz zum übrigen Wallis als Endung noch ein erhaltenes *-n* (für altdeutsche Endungen mit kurzem Vokal vor *-n*), z.B. in *Aichn*, *Schochn zettn*, *läsn und schriibm*, *gitruichn* (*är het scha bara ganza gitruichn* er hat sie als Vollmilch getrunken). Dieses *-n* ist allerdings in Übergang zu *-i* begriffen, und zwar seit geraumer Zeit unter Bedingungen, die hier nicht verfolgt werden können. In den letzten Jahrzehnten neigte der Prozess zu Verallgemeinerung. Es heisst älter noch *a(n) selichän Oortn*, aber etwa *a(n) selichän Oorti schoon*, *da chemd ä schuppm Geiss*, aber *ä schuppi Liit;* es heisst *äs ischt äs ubrtribis*, *ditz ischt vergässis*, *eis Trom* (Fadenende) *chunt gizogis*, *in däm lindi Wasm* (sonst auch *lindn* und umgekehrt *Wasi*), *(i) summi Wäg*, *än guäti Wintr* (gegen *guätn Tag*), *är hetti ni(n) selli laan* (früher *seln laan*), *bim allti Troog* (früher *aaltn*), *wold är äswas ässi und triichi chennä* (älter *ässn und triichn chennä*). Zusammengesetzte Wörter haben teils *-n-* in der Mitte bewahrt, so *d Chrapfntässla* die Stammteile der Alptesseln, *ä Merzngeiss* läufiger Hase, vielleicht *d Schurtndiäba* die diebischen Zwerge der Sage (s. Stebler, S. 118), teils nicht: *Aichistaab*, *Hanischiid* gespäntes Scheit zum Anfeuern, *schattihalb*, *Trättihuis* am Spinnrad, *Wagistraass*. – Von besonderer sprachgeschichtlicher Bedeutung wird dieses *-n* (bzw. jetzt *-i*) in folgendem Zusammenhang. Es gibt vom ältesten Deutsch an zwei Klassen von Tätigkeitswörtern, die nach den Lautgesetzen der Lötscher Mundart am Wortende *-n* aufweisen mussten, und hieneben eine dritte, die auf *-u(n)*, eine vierte, die auf *-ä(n)* ausgehen soll. Diese althergebrachte, auf verschiedener Bedeutung beruhende Verteilung hat sich in Lötschen mit einer Regelmässigkeit und in einem Ausmass zu erhalten vermocht, die ihresgleichen auf dem gesamten deutschen Sprachgebiet nicht haben. Es betrifft die nachstehenden Gruppen, aus denen hier eine kleine Auswahl aufgeführt sei:

1. alte sogenannte starke Verben: *ässn* (hieneben also unter Umständen *ässi*, besonders jünger, und so in den folgenden Wörtern), *triichn*, *triibm*, *verwiissn* verweisen, tadeln, *schwiin* abnehmen, schwinden, *finn*, *spinn*, *brinn*, *spring*, *sing*, *siädn*, *liggn*, *loiffn*, *bachn*, *haaltn*, *chnättn* (Partizip *gchnättn*), *wissn (gwissn)*, *scheidn (gscheidn)*.

2. Bewirkungsverben (die das Bewirken von etwas bezeichnen: *setzn* = sitzen machen, *treichn* tränken und *ärtreichn* = trinken und ertrinken machen usw.) und verwandte[1], für die dieselbe Endung zu erwarten ist: *sprenggn*, *schwentn* reuten, *leggn*, *feln* fällen, *bleikn*, *wetzn*, *liitn*, *(ver)girtn* (weg)werfen, *schmeizn*, *fleezn* flössen, *scheekn* schielen, *biäzn* nähen, flicken, *streipfn*, *chrimpm (ver)bickn*, *gschentn*, *zintn*, *(ä)rteipm* zornig machen, *vergeikn* zum Narren halten, *fitzn* mit einer Rute schlagen, *feckn* eichen, *treeln*, *verzenn* reizen, *birn* emporheben, *wirggn*.

3. Verben, die ein Beschäftigtsein mit etwas ausdrücken: *cheesu* (bzw. *cheesun*, etwa in Wendungen wie *cheesun und aichu*, *niidlun oich*, und entsprechend für alle folgenden Fälle), *brootu*, *hebinu*, *leibsu* Brot laiben, *salbu*, *sichlu*, *chruitu*, *loibu* belaubte Zweige fürs Schmalvieh schneiden, *reibu* den Grasertrag einbringen, *naagrassu*, *chrissu*, *tuächu* Tuch weben, *schindlu*, *mischlu* Holz in Klafterscheiter spalten, *schnätzu* schnitzen, *ferggu* (herbei-, fort-)führen, *feeschu* einbinden, insbesondere Wickelkinder, *beiglu* mit einer Marke oder Adresse versehen, *sandu* die Schafe zusammentreiben, *triichlu* mit Trinkeln läuten, *trubu* ins Hirtenhorn stossen, *ofnäru*, *cheminu*, *sigrustu* den Sakristan machen, *hoitlinu* nicken, *zubinu* mit dem Wasserstrahl spritzen, *blitzinu* blitzen, *wiininu* wiehern, *burdinu*, *fleetigu* reinigen, *niächtru* frühstücken, *mittagu*, *doorfu*, *spraachu*, *antru* nachahmen, *abfodru* (die Braut) abfordern, *schweibu* schwanken, *beitu* warten, *hoiru* rufen, *fuchtu* schimpfen, *oodru* leise klagen, *raiwu*, *tratzu* necken, *chäsu* nagen, *riffu* abreiben (vom Gletscher an der Moräne), *robu* umziehen, *laffu*, *choru* kostend versuchen, *helsu* beschenken, *mottu* bewegen, *polu* poltern, *trosu* in einem Gefäss schütteln, *rällu* trotzig weinen, *beeggiu* Karten spielen, *tschärätu* Tschärät (hornussartiges Spiel) spielen, *schi(ch) chummu* eine Biegung machen, *junginu*, *tuitinu* Junge werfen, *lammru*, *zwillinu* Zwillinge gebären, *uiswäärchu* mit den Frühjahrsarbeiten beginnen, *äswelm wäglossu* einen Kranken aufgeben, *läghicku* mit einem *Läghick* (Ohrmarke) versehen, *spraatschnuäru* mit der geschwärzten Zimmermannsschnur vorzeichnen, *wäärchlinu* brodieren, *tochu* mit der Puppe spielen, *schich (ä)rpiinu*

---

[1] Die bewirkende Funktion ist heute nicht überall mehr zu erkennen.

sich abmühen, *graamu* den Kessel mit einem Lappen *(Graam)* scheuern, *brasu* murren, *umhagiminu* umherstreichen, -fahren usw.

4. Verben, die eine Dauer oder den Eintritt in einen Zustand bezeichnen: *läbä*, *wonä*, *waartä*, *dolä* dulden, *awalbä* angelehnt sein, *pfilä* zuviel dünken, dauern, *sorä* welk werden, *luggä*, *luämä*, *reidä* steif werden, *aaltä*, *hibschä*, *beeschä*, *herbschtä*, *roschtigä*, *blaawä*, *(är)hirmä*, *ghirmä* ausruhen, *giguätä*, *ärgaaltä*, *ärläbmdä* lebendig werden, vom Fleisch, *ärblagä* abmagern, *ärfollä*, *ärtoibä*, *ärgoichä*, *verwasigä* mit Rasen bewachsen werden, *verwaaldä*, *vergandä* mit Schutt und Geröll überdeckt werden, *verschoonä* unfrisch werden, besonders vom Brot, *uwäärdä* an Wert einbüssen, bresthaft werden.

Das Auffällige und der Wert dieser vier Wortgruppen liegt, wie angedeutet, darin, dass das altererbte Gefühl für den Bedeutungsunterschied dieser vierfachen Wortbildungsweise in Lötschen noch soweit lebendig geblieben ist, dass nach Bedarf immer wieder neue Tätigkeitswörter mit entsprechender Schattierung aus ihr entstehen können. Dies gilt besonders von der sehr reichen dritten Gruppe, aber auch von der vierten. So kursieren nicht selten gleichzeitig Wortpaare von verschiedener Bedeutung wie *lintn* weich machen und *lindä* weich werden, *wintru* überwintern und *winträ* Winter werden, *verbessru* und *gibessrä*, *dern* und *dorä*, *steln* und *stallu*, *stipfn* und *stopfä*, ja sogar das beachtenswerte Dreigespann *filn* füllen, *fullu* vollkneten, stopfen, *ärfollä* erfüllt werden oder sein, das ununterbrochen eine tausendjährige Dreiheit altdeutsch *fullen–follôn–arfollên* fortsetzt. Eine derart durch die Endung des Verbs gekennzeichnete dreifache Scheidung besteht wohl, wie gesagt, nur noch in Lötschen.

Eine altertümliche Erscheinung anderer Art teilt das Lötschental mit den übrigen Walliser und Walser Mundarten; es steht aber auch hierin an hervorragender Stelle dadurch, dass es sie in besonderem Umfang erhalten hat. Wir meinen die freiere Verwendung des Wesfalls (Genetivs) der Ding- und Fürwörter, die in den deutschen Mundarten längst beträchtlich verkümmert und auch in der Schriftsprache schon merklich im Zurückgehen begriffen ist. Ein paar sprechende Beispiele mögen dies belegen, wobei offen gelassen wird, wieweit sie über Lötschen hinaus noch im Wallis gelten: *ä fleeti Stuba isch dr Elprinu Stulz*, *ditz isch den dr Hirtärrun Aarbeit*, *iischär Muätr Huislichi(n)* die Sparsamkeit unserer Mutter, *ds Wiibufolchsch Goichlichi(n)*, *ds Summersch Nutz* der (Milch-)Ertrag eines Sommers, *zweiär Tagu (d) Milch*, *selich(ä)r aarmr Liitu Chind*, *in dr Bruid Huis* im Hause (ins Haus) der Braut, *dischr Engelländer heind*

sum äs famees Vermegn, selis Heiwsch frissid schi ä huiffn, da sind den dischr Bärnär ä schuppm gsiin, di sind dr Liitu die sind von den Leuten (die nicht gern etwas geben), *gmeind han ich den, di siin nid einärru Huishab* die seien nicht Angehörige einer selben Haushaltung, *dr weegschtun ä Leerch* einer der stattlichsten Lärchbäume, *dischä Leerch isch nu dr weegschtun einä* (geläufiger *einä fan weegschtän*), *mu hed schi(n) nii(d)wan ds Tiiflsch* (oder *ds Hundsch*) *Daich* man hat dafür keinen Dank, *na luid eischi Wuisch* gemäss dem Wunsch eines jeden, *etlischi sind alli* sagt man mit Bedauern, wenn man von einem Unglück hört, das Unbekannte getroffen hat, *är isch dr Beinu äs seflig ummegndä* er hat keine Kraft mehr in den Beinen, *mu seid, bruichisch wäärd sii arreisusch wäärd* man sagt, was des Brauchens wert sei, sei auch der Instandstellung wert, *är hei iru kein Gwaald ghabäd* er habe über sie (Mehrzahl) keine Gewalt gehabt, *äs hed schi(n) ds Allichn* es hat den Anschein, als ob, *ich ha schi schetz iich, drii Pfund wäg* ich habe davon ungefähr drei Pfund weg(genommen). – So gut wie ausgestorben ist nun wohl der Gebrauch des Genetivs in gewissen weiteren Positionen, wo man ihn früher noch hören konnte. Es heisst älter auch etwa *ds beedä Siitu(n) dr Loonzu(n)*, jetzt *fa(d)r Loonzu*, ähnlich *an dr uisdrun Wand dr Chammru(n), hindr dr Poort dr Chiämatchapplu(n)*, sogar *ds Wiissa ds Oigsch* das Weisse des Auges. Dass der Genetiv in solchen Fällen einst noch stärker vertreten war, bezeugen entsprechende, freilich auch ältere schriftliche Belege aus den ennetbirgischen Aussenorten, z.B. *der Teil mis Guads* (Rima), *'s jungste der zuei Chinno* (Issime), *dan dritte Tail ds Rousuchrantz's* (Alagna), woneben jedoch auch *ts jungschta fa descha Chendo* (Bosco und Alagna), *d Liich fo Franz* (Gressoney), *di Branto fam Wii* (Macugnaga). Man müsste für diese italienischen Kolonien allerdings auch Einfluss des Italienischen mit in Rechnung stellen.

Weniger auffällig ist ein dritter altertümlicherer Zustand. Das Wallis hat die *u*-Laute in alemannisch *Huus, guet, Oug* und in allen Wörtern mit denselben Selbstlauten nach *ü (i)* hin aufgehellt. Die Beweggründe dieses Vorgangs, den man als Palatalisierung bezeichnet, sind noch nicht eindeutig geklärt; gewöhnlich sieht man darin romanische Einwirkung. Die Aufhellung ist nur in beschränktem Grade über das Mutterland Wallis hinaus in seine Ableger im Süden und Osten gediehen. Innerhalb des Wallis selbst hat in Lötschen und zum Teil in einigen wenigen abgelegenen Orten (Simpeln, Baltschieder, Betten etwa, nach Bohnenberger) die Entwicklung gewissermassen noch nur eine Zwischenstufe erreicht. Es heisst somit in Lötschen *Huis, Huiffn, Muira, chruitu, gitruichn*

usw., sonst im Wallis *Hüüs*, *Hüs* (seltener noch *Hüis*) usw.; ferner *guät*, *Fuäss*, *Chuä*, *Wuäggisch* Geröll, *wuäggischu*, *Guägn*, gegen sonst *güot*, *güet* usw. und ebenfalls *Oig*, *Loib*, *Froiw*, *Oiw*, *Loiwina*, *horloiwinu* gegen sonst *Öüg*, meist *Öig* usw.

Es bedarf nicht der ausdrücklichen Wiederholung, dass es in der Lötscher Sprache nicht bei den hier herausgegriffenen Altertümlichkeiten bleibt. Man könnte ihnen weitere hinzufügen, etwa Formen wie *schi gaant (gaand)*, *schi staant (staand)*, die Lötschen mit südlichen Aussenorten teilt gegenüber *schi gäänt*, *stäänt* und *geent*, *steent* o.ä. im übrigen Wallis, *miär chemä*, *iär chemät*, *schi chemd* gegen sonst *chomä*, *chomä(t)*, *chomund*, *chomänd* oder noch die erhaltene Endung *-u(n)* für den Wenfall in *di Gablu(n)* (s. oben), *d Sunnu(n)*, *d Suppu(n): chaischt d Suppu suiffn!* Iss deine Suppe! Überhaupt steht die Altehrwürdigkeit unserer Mundart natürlich nicht allein auf Wortformen, sondern auch auf dem Wortschatz, auf Redewendungen und Satzbau. Der Frage wäre nachzugehen, wieweit alte Bezeichnungen wie *Schwaaltwäg* Weg des Gratzugs oder Wendungen wie *Oosn gään* Gehör schenken, *d Sunna geid z Gnaadu(n)* die Sonne geht unter, sich auf Lötschen beschränken. Dagegen müsste nochmals betont werden, dass die genannten Züge auch in Lötschen nicht mehr ohne weiteres Geltung haben. Die lieben Alten von anno dazumal würden, könnten sie zurückkehren, sich gewiss über die Verschiedenheit der Sprache ihrer Enkel wie über so vieles andere verwundern. Wir meinen damit nicht das Kauderwelsch einiger weniger von falschem Ehrgeiz Geblendeter, die im Gespräch mit Nichtwallisern ein «höheres» Basel-, Bern- oder Zürichdeutsch nachzuäffen sich anschicken und damit – mögen sie sich dessen vielleicht auch nicht bewusst sein – bezeugen, dass sie sich ihrer Herkunft schämen. Wir meinen die Sprache der jüngeren Generation in ihrer häuslichen Gemeinschaft. Gewiss ist auch hier zweierlei auseinanderzuhalten: eine allmähliche sozusagen natürliche Sprachverjüngung, die es immer und überall gibt und über die sich nur Engbrüstigkeit aufregen könnte, daneben aber diese bedauerliche Verwässerung durch fremde Einflüsse, von der die bodenständige Mundart infolge einer rapid zunehmenden Berührung mit der Aussenwelt in ihrer Echtheit, und das heisst auch in ihrer Schönheit, bedroht wird. Die grosse Gleichmacherin, die Zeit, schreitet über alles weg, auch über die Sprache. Gerade die feinsten Züge schleifen sich am ehesten ab. Schon das wäre eine Rechtfertigung dafür, dass auf sie aufmerksam gemacht wird, und wäre ein würdiges Anliegen, namentlich auch der Schule, in hegender Sorge zur

Wahrung einer unverfälschten Mundart beizutragen, was noch in unserer Macht liegt. Einzustehen für die Heimatsprache in einem Zeitalter, wo sie schwer anzukämpfen hat gegen die Schrift, das Radio und den Fremdenverkehr, steht einer wünschbaren Verbesserung der Lebensverhältnisse nicht im geringsten im Wege. Zeitgemässe Aufgeschlossenheit verträgt sich sehr wohl mit Ehrfurcht vor der angestammten Eigenart.

Die Vorladung vor Gottes Gericht nach Walliser Quellen

Von *Louis Carlen*, Brig

Das Gericht Gottes galt und gilt als das letzte Gericht über den sündigen Menschen[1]. Auf dieser Grundvorstellung beruht «Die Ladung vor Gottes Gericht»[2], wonach der Mensch Gott und sein Gericht anruft und einen anderen Menschen vor das Gericht Gottes zitiert, weil damit die Missetat, die auf Erden keine Sanktion fand, gesühnt werde. Die Idee, seinen Gegner vor ein persönliches Gericht Gottes zu laden, ist nicht nur an das christlich-mittelalterliche Gottesbewusstsein gebunden, sondern findet sich schon früh, und seit dem frühen Mittelalter bis in die neueste Zeit[3] glaubte man an die Fähigkeit des Menschen, einen andern vor Gottes Richterstuhl zitieren zu können[4].

War und ist auch im Wallis diese Vorstellung, dass ein Mensch einen andern vor Gottes Richterstuhl laden kann? Dieser Frage

---

[1] Während die sog. Gottesurteile (Ordalien) prozessuale Beweismittel im Kampf ums Recht sind, legen die Gottesgerichte, durch die Gott auf verschiedene Weise in den Rechtsgang eingreift, Zeugnis ab vom Eingreifen Gottes ausserhalb des Rechtsganges. Da das am unmittelbarsten durch das Urteil Gottes am Jüngsten Gericht geschieht, bezeichnet H. Fehr, Das Recht in den Sagen der Schweiz, Frauenfeld 1955, 37, diese Art des Gottesgerichtes als «das Gottesgericht im engeren Sinn». Vgl. auch Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 3, 998.

[2] Vgl. auch H. Fehr, Die gerechte Vergeltung im Diesseits und Jenseits, in: Wirtschaft und Kultur, Festschrift zum 70. Geburtstag von Alfons Dopsch, Baden bei Wien 1938, 595.

[3] Diese Auffassung findet sich auch in der neuesten Literatur. In der Novelle «Die Zweideutigen» von Werner Bergengruen (Die Flamme im Säulenholz, Novellen, Zürich 1955, 87) ruft ein Oberst Fahrenbach, als er von Wallenstein sehr zweideutig zum Tode verurteilt wurde, beim Zusammenbruch auf dem Schafott: «Herzog! Herzog! Ich lade dich vor. Binnen Jahr und Tag lade ich dich ins Tal Josaphat – vor den Richterstuhl Gottes». (Den Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Dr. Albert Carlen, Brig.)

[4] S. Hardung, Die Vorladung vor Gottes Gericht. Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde, in: Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 9, Bühl-Baden 1934, 15ff.